

**„In einer Klasse sitzen nicht 24 Kinder, sondern dort sitzt 24 mal ein Kind“
oder**

Die Schule von morgen gibt es schon: Andreas Müller und seine Schule in Beatenberg/Schweiz

Eher bedächtig wirkt er, ruhig und gelassen; zugleich zielgerichtet und konzentriert-drahtig. Gekoppelt mit der Ausstrahlung von Kompetenz und Souveränität zieht er die Zuhörer in seinen Bann. (*Bezeichnungen wie Zuhörer, Lehrer, Schüler, Wissenschaftler ... sind als „Gruppen- /Berufsbezeichnungen“ gedacht und nicht als geschlechtsspezifische Zuweisungen. W.F.*). Fasziniert sind sie von der „neuen“ Schule und sie spüren die Energie, die von dem Macher dieser Schule ausgeht: Andreas Müller berichtet von seiner Schule auf einer Abendveranstaltung der GEW in Verden vor 100 Zuhörern, zu der die Fachgruppe Gymnasium, unterstützt vom Kreisverband Verden, im Oktober 2007, eingeladen hat.

Müller geht davon aus, dass sich die Anforderungen, die nach der Schulzeit auf ehemalige Schüler zukämen, grundlegend verändert hätten: Die neue Zeit sei geprägt von Bewegung und Dynamik, von Wandel und Veränderung, auch großen Unsicherheiten. Neue Herausforderungen stellten sich und entsprechend seien auch neue Kompetenzen gefragt. Schule müsse fit machen für das Leben. Zum Erfolg gäbe es keine Alternative, also die Bereitschaft und die Fähigkeit Herausforderungen anzunehmen, verbunden mit der Entwicklung von Lebensqualität und Wohlbefinden. Was erlebten wir aber stattdessen?

Ca. zwölf- bis fünfzehntausend Stunden verbrachten Kinder und Jugendliche in der Schule (bezogen auf die Schulpflichtjahre in der Schweiz), und jeder wisse, dass sie in der Regel die meiste Zeit säßen und zuhören sollten. Im Laufe ihrer Schulzeit füllten Schweizer Schüler ca. 50.000 Arbeitsblätter aus und müssten unüberschaubar viele Arbeiten und Tests schreiben. Die überlieferten Formen des Lehrens und Lernens seien aber Ausdruck einer toten Lernkultur, denn traditionelles Lehren verhindere wirkliches Lernen. 1,8 Sekunden Zeit gäbe ein Schweizer Lehrer im Durchschnitt dem einzelnen Schüler, um auf eine Lehrerfrage antworten zu können. Und so setze sich das Gefühl des Ausgeliefertseins und das der Langeweile bei Schülern fort. 77 % hielten es für wichtig, „sich nicht erwischen zu lassen“, und 64 % „so zu tun als ob“. Und jeder Lehrer leide unter der Unlust, auch der Undiszipliniertheit seiner Klassen. „Fit for life“, was bedeute das in der Schule in Beatenberg“?

„Fit“ bedeute, dass Schüler lernten, an sich selber zu glauben, sich und ihre Fähigkeiten zu schätzen und sich kompetent zu fühlen. Dazu bedürfe es auch eines Sinns, den jeder im Lernen erkennen müsse, dem Lernen müsse subjektiv eine wichtige Bedeutung zuerkannt werden. Wie sei dies nun erreichbar angesichts der unterschiedlichen Individualitäten und Ressourcen, die Schüler in sich trügen und die so vielfältig seien, dass Gemeinsamkeiten nur in kleinen Schnittmengen ausgemacht werden könnten? Denn: „In einer Klasse sitzen eben nicht 24 Kinder, sondern dort sitzt 24 mal ein Kind!“

Da man nicht genau wisse, was für welchen Schüler eine Überforderung oder eine Unterforderung darstelle, müsse jeder für sich die Lernherausforderungen selbst gestalten. Dahinter verberge sich der Ansatz des konstruktiven Umgehens mit Heterogenität, und erneut nimmt Müller den Gedanken auf, dass das emotionale Aufgehen im Verstehen - „ICH KANN DAS“- der entscheidende Unterschied zu bloßem Auswendiglernen darstelle. Mit Letzterem könne man zwar gute Noten

erzielen, damit sei aber noch lange kein Verstehen impliziert. Aber selbst Urheber von eigenen Lern- und Verstehensprozessen zu sein, wirke sinnstiftend, verstärke das Selbst und setze gewissermaßen automatisch große Energien für das Lernen frei. Wie werde nun dies an den individuellen Ressourcen anknüpfende Lernen organisiert?

Gelernt werde ganztags bei offenem Schulbeginn und offenem Schulschluss, es gäbe keinen 45-Minutenrhythmus und keine traditionellen Klassen und Klassenräume. Es gebe drei Lernbereiche, die in der Form der Lehrens und Lernens ganz anders gestaltet seien, als dies in herkömmlichen Schulen der Fall sei, denn integraler Bestandteil sei, dass die Schüler selbst ihre Arbeit und ihre Erfolgsstrategien reflektierten:

1. der **offene** Bereich: 50% des Lernens finden hier in altersgemischten Gruppen von 11 bis 17 Jahren statt. Jedes Kind habe einen eigenen Arbeitsplatz, der nicht nur aus Tisch und Stuhl besteht, sondern einem wohlsortierten häuslichen Arbeitsplatz eines Lehrers ähnlich sei. Es werde in unabhängigen Gruppen gearbeitet, die sich individuell auf Themen und Ziele festlegten. Diese orientierten sich an persönlichen Interessen oder als Folge schulischer oder beruflicher Zielsetzungen.
2. der **strukturierte Bereich** für systematisches Lernen: 20-25% des Lernens fänden hier statt. Dies sei eine Art „Fachabteilung“, z.B. für Mathematik und Sprachen. Altersgemischt, auf unterschiedlichen Niveauebenen, aber eher leistungshomogen, würden die jeweiligen Gruppen zusammengesetzt, zwischen denen Schüler auch wechseln können.
3. der **Wahlbereich**: 20-25% des Lernens fänden hier statt, indem hier spezifische Programme neigungsorientiert angewählt würden, z.B. Sprachen, Sport, Informatik oder Musik. Wichtig sei das Erlangen eines internationalen Zertifikats, z.B. eines Sprachdiploms, eines Informatik-Zertifikats oder einer Sportfachprüfung.

(4). Hinzu käme ein Freizeitbereich.

Die neuen Lernformen beinhalteten aber keine Beliebigkeit oder Laissez-faire, sondern Verbindlichkeit spiele eine große Rolle und werde beharrlich eingefordert. Man orientiere sich selbstverständlich bzw. notwendigerweise an den vorgeschriebenen Standards und selbstverständlich seien unterschiedliche Schulabschlüsse erreichbar und formulierbar, wengleich es keine traditionellen Zensuren gebe.

Allerdings sei der Lehrer in einer anderen Rolle als an der traditionellen Schule, denn jeder Schüler habe einen Coach; Coach und Lernende bildeten ein Lernteam, zwei Lernteams bildeten eine Gruppe. Der Coach werde zwei Jahre ausgebildet, und er müsse die Formen des Konflikt-, Beratungs- und Lernbegleitungsgesprächs ebenso erlernen wie das Umgehen mit neuen Formen des Lernens und neuen Formen von Lernnachweisen. Hierzu seien besondere Kompetenzbeschreibungen, die fachliche, aber auch soziale und kommunikative Aspekte berücksichtigen, entwickelt worden. Müller führt abschließend aus, dass nun speziell für die Lernenden, die Kompetenzraster altersgemäß so umformuliert worden seien, dass Schüler eigenständig durch „farbige Bepunktungen“, also Selbsteinschätzungen, erkennen könnten: „Was kann ich und was will ich noch lernen“.

Und so wird deutlich: In Beatenberg wird das „Schülerhafte“, das in der traditionellen Schule als „unselbstständig“ festgeschrieben ist, verlassen, und es ist ein neues nachhaltiges Lernen über neue Rollendefinitionen von Lehren und Schülern entstanden.

Am nächsten Morgen ist Gelegenheit im kleineren Kreis von 30 Kollegen der Fachgruppe Gymnasium nachzufragen, und es geht um die Konkretisierungen des Tagesablaufs und die Formen des neuen Lernens. Thematisiert werden z.B. auch Ernährungs- und Entspannungskonzepte, die Ermöglichung körperlicher Grenzerfahrungen, besonderer Arbeiten in sozialen Projekten außerhalb der Schule und individueller Sprachaufenthalte im Ausland.

Müller verdeutlicht abschließend erneut, indem er die Vermitteltheit von neuer Praxis und besonders an der Hinforschung orientierter theoretischer Reflexion präzisiert, dass man Schule nicht allein mit Alltagswissen verändern könne, sondern dass eine notwendige neue Lernkultur zu ihrer Entwicklung die neuen Erkenntnisse der Wissenschaften (u.a. Hirnforschung, Lernpsychologie) benötige, dass Lehrer auf neue Weise ausgebildet und dass die Organisationsformen und das Lerndesign von Schule grundlegend verändert werden müssten. Es helfe nicht weiter, in der traditionellen Schule kleine „Elemente“ zu verändern, sondern es bedürfe tatsächlich einer grundsätzlichen Umorientierung. Und mehrere Schulen in der Schweiz orientierten sich schon am Beatenberger Konzept.

Mit viel Beifall wird Andreas Müller verabschiedet und eher nachdenklich verlassen die Teilnehmer den Tagungsraum.

Werner Fink